Zeitschrift: Jahrbuch für Philosophie und spekulative Theologie

Band: 26 (1912)

Artikel: Zur Beurteilung des Buches von P. Albert M. Weisz : "Lebens- und Gewissensfragen der Gegenwart"

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-762008

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

welche wir bei Richard von St. Viktor und beim hl. Thomas getrennt vorfinden: das höchste Wesen muß aus sich sein, und es muß Ursache alles anderen sein. Interessant ist hierbei noch, daß sich der hl. Anselm zur Begründung dieses Satzes auf seine vorausgehenden Ausführungen beruft, wo er dargelegt hat, daß das, was durch sich sei und wodurch alles andere sei, das höchste aller existierenden Wesen sein müsse; er kehrt also seinen eigenen Satz um, ähnlich wie der hl. Thomas mit der Stelle des Aristoteles verfährt. Die Berechtigung dieser Urteilskonversion begründet der hl. Anselm damit, daß sie nur dann unstatthaft wäre, wenn es mehrere höchste Wesen gäbe; wir glaubten im Vorausgehenden durch die Auffassung des Satzes im formellen Sinne diese Umkehrung hinreichend rechtfertigen zu können, da es sich bei unserem Beweise zunächst nur um das Dasein Gottes handelt und dessen Einzigkeit erst später zu erweisen ist.

ZUR BEURTEILUNG DES BUCHES VON P. ALBERT M. WEISZ: „LEBENS- UND GEWISSENSFRAGEN DER GEGENWART.“ [1]

Von Prof. Dr. VERMEULEN und Dr. NIEBOROWSKI.

I.

In dem ehrwürdigen Dome der alten Stadt Köln steht eine wunderbar schöne Statue, die nicht allein durch ihre riesenhafte Größe alle Besucher des gotischen Weltwunders imponiert. S. Christophorus, der christliche Goliath, trägt das Christuskindlein, und nur mit Aufwand aller Mühe ist er noch imstande, die doch scheinbar so süße und leichte Bürde zu halten. Lange, so scheint es, wird es nicht mehr dauern, da wird das lieblich lächelnde Knäblein dem kräftigen Riesen doch zu schwer.

Als ich vor kurzem zum sovieltenmale in Andacht vor diesem alten und immer wieder neuen Kunstwerke stand, da fiel mir unwillkürlich das obengenannte Werk des berühmten Dominikaners und Freiburger Universitätsprofessors A. Weiß ein. Ist auch heutzutage das Christuskindlein mit seiner leichten Bürde und seinem süßem Joche der modernen Riesenwelt zu schwer? Sucht nicht der moderne Mensch, der von der übernatürlichen Ordnung, von der übernatürlichen Hilfe und Gnade, von dem übernatürlichen Endzweck nichts oder so wenig als nur möglich mehr wissen will, nicht aus eigener Kraft, ohne Hilfe

[1] Freiburg, Herder 1911, 2 Bde.

Gottes, sein Ziel im Diesseits zu erreichen? Was kümmert ihn das Jenseits eigentlich? Dazu fehlt ihm Zeit und Lust. Und gerade, da er den Fortschritt und das Glück nicht im Jenseits anstrebt, wird das Schicksal für ihn immer schlimmer und unerträglicher. Die Erfahrung der Geschichte hat doch immer gelehrt, daß in Zeiten, in denen materialistische Gewinn- und Genußsucht vorherrschend waren, das Elend und der Jammer, die Unzufriedenheit und Not am größten sich zeigten. Und unsere Zeit lehrt das mehr als jemals. „Einen möglichst tiefen Einblick in den sog. Gang der modernen Ideen" suchte nun der Verfascer uns zu verschaffen. „Selbstverständlich brachte es diese Sachlage mit sich, daß die Umschau mehr Rücksicht auf die ernsten Zeichen der Zeit als auf die erfreulichen Erscheinungen nehmen mußte. Es handelte sich weder um eine Darstellung der Zeitgeschichte, noch um eine Schilderung unserer Kulturfortschritte, noch um Förderung der Zufriedenheit über die günstigen Ergebnisse unserer Tätigkeit in der Seelsorge."

Deswegen ist Pater Weiß noch lange kein „Pessimist". Im Gegenteil, eher könnte mancher ihn wegen seines großen Vertrauens, daß bald bessere Zeiten anbrechen werden, für einen Optimisten halten. Weiß glaubt, daß zwar scheinbar hier und da das Licht- und Lebensprinzip der Kirche nachlassen kann, aber daß jedesmal Gott, der Schutzherr der Kirche, den bewölkten, sternenlosen Himmel wieder erleuchten und seine Gnadenstrahlen ausgießen über die kalte Nacht und sie mit seinem Lichte erwärmen werde. Er macht die Worte, die der junge Ketteler im Jahre 1841 niederschrieb, zu den seinigen: „Wir sollen acht haben auf die Zeichen der Zeit. Nicht im Verschweigen der Gefahr . . . liegt das Mittel gegen die Wetter der Zeit, sondern in ihrer klaren Erkenntnis. Die Toren lachen über die Gefahr und gehen in ihr unter, die Klugen durchschauen sie und entkommen. Nicht zum Entmutigen ist das gesagt, sondern um zur Vorsicht anzuregen, zum Mute zu entflammen. Wucherten endlich einmal die Katholiken in vollem Maße mit der ihnen anvertrauten Kraft, stellten sie dem Unglauben die Fülle des Gottesglaubens, der Rebellion den Gehorsam um Gottes willen entgegen, zeigten sie der Welt, was sie im Glauben bekennen, daß sie Glieder des Eingeborenen des Vaters sind, was könnte ihnen widerstehen?"

Es ist sicher keine Anmaßung, wenn der Verfasser sein zweibändiges Werk „eine Darstellung der modernen Weltanschauung oder, wie man jetzt sagt, des Modernismus nennt. Moderne Weltanschauung. Durch nichts läßt sich besser ausdrücken, wohin die öffentliche Meinung geraten ist. Daß die Gedankenwelt unseres Geschlechtes keine theologische mehr ist, dafür ist jeder Beweis überflüssig. Sie paßt aber auch nicht unter den Titel Philosophie. Philosophie befaßt sich einerseits mit dem Übersinnlichen — wir sagen nicht mit dem Übernatürlichen —, anderseits auch mit dem Geistigen und mit dem Sittlichen im Menschen. Von diesen beiden Gegenständen sieht die moderne Denkweise ab. Sie beschäftigt sich jetzt nur noch mit dem, was unter die Sinne fällt, sie nennt sich ganz richtig Anschauung. Und sie schaut nur die Welt, das Diesseits an, darum ist sie stolz auf die Bezeichnung Weltanschauung. Und sie nennt sich endlich moderne Weltanschauung, um ausdrücklich zu beteuern, daß sie das alles versteht, wenn nicht im vollen Gegensatz zur früheren Denkweise, so doch jedenfalls nicht nach ihrer Art." „Damit ist natürlich nicht gesagt, daß jeder, der sich zum Modernismus wendet, in allen Stücken mit

jedem Vertreter der modernen Weltanschauung Hand in Hand geht ... Sucht er auch nicht immer die Heilsordnung völlig zu untergraben, verwahrt er sich sogar oft entschieden dagegen, daß dies seine Absicht sei, so leistet er doch diesem Bestreben Vorschub, nicht selten, ohne sich dessen bewußt zu sein."

Dieser modernen Weltanschauung ist nicht leicht beizukommen. Glaubt man, man habe sie endlich einmal fest, so entwischt sie einem sogleich wieder: Ja, das war meine Anschauung früher, jetzt bin ich fortgeschritten auf der Bahn höherer Entwicklung; meine Anschauung ist jetzt eine ganz andere. Und so geht es immer fort, dann ist eben nichts mehr als eine flüchtige Anschauung. „Es kann für uns nicht genug getan sein, daß wir das Übel nur kennen. Wenn wir uns nicht um die Mittel zur Besserung bekümmern würden, dann verdienten wir allerdings den Namen von Pessimisten, wo nicht vollends den von Nihilisten."

Dem einen wie dem anderen Teil dieser Aufgabe ist Pater Weiß vollständig gerecht geworden, wie es von dem berühmten Apologeten zu erwarten war. „Nach menschlichem Ermessen ist der Augenblick, in dem das Buch erscheint, nicht gerade geeignet, ihm eine recht freundliche Aufnahme zu sichern." So Weiß selber. Ob er aber gedacht hätte, daß sein Buch von verschiedenen Seiten, milde ausgedrückt, eine so unfreundliche Aufnahme finden würde? Gewiß, auch an angesehenen Männern, die mit vollem Namen für Weiß' herrliches Buch eintraten, hat es nicht gefehlt. So der Universitätsprofessor Seitz aus München in der Beilage zur Augsb. Postzeitung 7. Juli 1911. Ebenso der Universitätsprofessor Braig aus Freiburg i. Br. (Literarische Rundschau 1. Juli 1911.) Allein eine große Zahl von Gegnern hat alsbald nach dem Erscheinen des Buches mit einer ungewöhnlichen Schärfe und mit einer gewissen Macht einen entschiedenen Widerspruch eingesetzt.

1. Viele dieser Widersprüche heben sich gegenseitig auf. Tadelt z. B. Braig: „W. bemerkt des öfteren, daß er aus Schonung Namen und Personen getadelter Schriftsteller verschweige, weil ihm nur um die Sache zu tun sei. Dem kann, es ist wahr, entgegengehalten werden, daß, wer sich nun einmal in die offene Arena begeben hat, sich die Nennung seines Namens jederzeit gefallen lassen muß. Ein schonendes Verschweigen könnte böswilligem Raten, Vermuten, Verdächtigen unter Umständen erst lockenden Anreiz schaffen." Dagegen lobt ein Anonymus in Hist. Pol. Blättern 1911. 3. Heft. S. 227: „Ein schöner Zug des Buches liegt darin, daß bei Auseinandersetzungen mit katholischen Zelebritäten der Jetztzeit deren Namen nicht angegeben sind." Man sieht, ne Jupiter quidem omnibus.

2. Einige Widersprüche sind dem großen Publikum vorenthalten, z. B. die eines gewesenen Ordensmannes in dem vielgenannten und sogenannten geheimen Zirkular; andere sind, gegen den Beschluß des letzten Katholikentages von Mainz, in liberalen oder farblosen Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht, z. B. von Dr. Jul. Bachem (Köln) im Tag, Berlin 15. Aug. 1911. Schon deswegen kommen sie hier nicht in Betracht.

3. Viele Widersprüche machen den Eindruck, daß der Gegner das Buch des P. Weiß gar nicht oder nur oberflächlich angeschaut habe. So ist es vollständig unbegreiflich, wie ein temperamentvoller Anonymus[1]

[1] Augsb. Postz. 9. Juli 1911.

von der Weltanschauung der Katholiken sprechen kann, wenn er bei Weiß[1] gelesen hätte: „Das Wort Weltanschauung ist ein Wort ziemlich jungen Ursprungs und allmählich überall durchgeführt in der Absicht, dadurch einen Gegensatz zum Worte Religion und ein Mittel zur endlichen Verdrängung der Religion zu schaffen.

Das Wort Religion weist immer nach oben, das Wort Weltanschauung nach unten; Religion sucht Ursprung und Ziel des Lebens und aller Dinge außerhalb, Weltanschauung innerhalb der Welt; Religion ist der Gedanke an Jenseits, Weltanschauung das Bekenntnis der Diesseitigkeit.

Es gibt kein besseres Mittel, um den Jenseitsgedanken durch den Diesseitsgedanken zu verdrängen, als die Einbürgerung des Ausdruckes Weltanschauung. Es ist ein sehr wirksames Mittel zur Durchführung jenes Zieles, das in der französischen Loge — hier und da schon von deutschen Reformern — Laisierung der Welt genannt wird.

Der Grund, warum wir mit dem Worte „Weltanschauung" nicht einverstanden sein können, ist ein doppelter, weil auch dieses Wort dem Worte Religion in doppelter Hinsicht entgegengesetzt ist. Einmal ist Religion die Erhebung des Menschen nach oben, ins Jenseits; das Diesseits betrachtet sie im Lichte des Jenseits oder als Mittel zur Erhebung ins Jenseits. Die Weltanschauung bleibt im Diesseits und beschränkt sich aufs Diesseits. Zweitens ist Anschauung nur Anschauung, Philosophie, und zwar im Unterschied von „Lebensanschauung" nur Betrachtung der Welt, ohne sittliche Beziehung auf das Leben; Religion dagegen ist nicht bloß Erkenntnis, sondern auch Dienst gegen Gott, den sie uns hat erkennen helfen, und Arbeit an uns, kurz, sittliche Tätigkeit, diese aber mit Beziehung auf Gott, als eine besondere Art des Dienstes gegen Gott.

Es ist nur ein weiterer Beitrag zum Beweis dafür, daß wir der Welt ihre Redeweise ablauschen ohne zu fragen, was sie damit wolle, wenn wir uns über die Anwendung dieses Wortes keine weitere Sorge machen." Und es ist nicht W. allein, der sich über dieses häßliche Wort ärgert. Schon Gräfin Hahn-Hahn schrieb damals (Die Liebhaber des Kreuzes. 2. Band 150): „das ist keine Halbheit mehr, sondern Nichts! es ist ein Unding, welches man in seiner praktischen Richtung „Humanität" und in seiner theoretischen „Anschauung" genannt hat — unbestimmte Namen für ein unbestimmtes Etwas, das ohne sichern Ausgangs- noch Endpunkt eine beklagenswerte Verwirrung in den Geistern gestiftet hat."

Das Buch von W. ist eine Sammlung seiner bedeutsamsten Aufsätze aus der Linzer theologisch-praktischen Quartalschrift. „Es war nicht darauf abgesehen, den aus früherer Zeit stammenden Abhandlungen eine neue Gestalt zu geben. Im Gegenteil lag mir daran, sie so viel als möglich in ihrer ursprünglichen Form zu belassen." Und man hat es dem P. Weiß zum Vorwurf gemacht, daß er dadurch kein einheitliches Ganzes geschaffen und sich in diesen verschiedenen Aufsätzen, die Jahrzehnte auseinander liegen, oft wiederholt hat. Wie kann man nur von diesen Aufsätzen, die immer das Jahr ihrer Abfassung an der Stirne tragen, das Folgende behaupten? „Es hat sich das, was man hier und dort sich zugesprochen und was sich im Flüsterton herausgewagt hat in die Öffentlichkeit, in den letzten Wochen kondensiert in

[1] I. 14[6].

einem Buche: Lebens- und Gewissensfragen der Gegenwart . . ." Köln. Volksz. 26. Aug. 1911.

4. Mehr noch als alles andere ist W. übel genommen, daß er I, 77 schrieb: „Damit die Geister für diese „höhere" Auffassung reif werden, empfiehlt Harnack unter anderem „gemeinsame Kongresse von Theologen beider Konfessionen in Deutschland". Ebenso, daß „katholische Theologen Vorlesungen evangelischer Theologen hören und umgekehrt; es geschieht bereits, aber viel zu selten". Von protestantischen Theologen, die katholische Theologievorlesungen hören, haben wir noch nie etwas gehört. Von katholischen Theologen, die in Berlin bei Harnack und bei Delitzsch studieren, haben wir allerdings vernommen, auch von den Wirkungen dieser Studien. Wir glauben, daß Harnack ganz richtig meint, die „christliche Basis" wäre bald hergestellt, wenn dies öfter geschehe."

Mir ist allerdings ein Fall bekannt, daß einige protestantische Theologen die Vorlesungen eines katholischen Geschichtsprofessors besuchten. Dieser Hochschullehrer sah sich dadurch veranlaßt sein Scriptum umzuarbeiten und sich gemäßigter über Luther auszusprechen, resp. Äußerungen Luthers nicht zu erwähnen. Seitz l. c. schreibt: „Einen flammenden Protest namens der in Berlin studierenden katholischen Priester hat entfacht die Stellungnahme des Dominikaners zu Harnacks Empfehlung des häufigeren Besuches der Vorlesungen evangelischer Theologen durch katholische. Die Gerechtigkeit verlangt, zu konstatieren, daß die Schlußworte, so mißverständlich und herausfordernd sie auch klingen, doch eine mildere Deutung zulassen, ja nahelegen; Vorlesungen akatholischer Theologen ex professo bringen der Natur der Sache nach stets gewisse „Wirkungen" hervor, zu deren Ausgleich eine tiefere Durchdringung und Beherrschung des katholischen Lehrsystems erforderlich ist. Deshalb kann auch katholischen Priestern nur mit vorsichtiger Auswahl, d. i. unter Gewähr einer gründlichen dogmatischen Schulung und harmonischen theologischen Durchbildung, nie aber „öfter" oder regelmäßig ohne hinreichende Kautelen der Besuch solcher Vorlesungen gestattet werden. Unter jenen „Wirkungen" brauchen, ja dürfen nicht sofort effektive oder reale Erschütterungen im katholischen Glauben verstanden werden, sondern bloß affektive oder potentielle, d. i. momentane Versuchungen, die mit Hilfe eines gediegenen dogmatischen Fonds und religiösen Charakters, aber auch nur mit diesen festen Stützpunkten ohne weitere Schädigung zu überwinden sind und sogar eine um so nachhaltigere Stählung im Gefolge haben."

Nachdem Seitz diese Worte schrieb, ist ein Dr. der Philosophie und Theologie auf kurze Zeit zu dem Zwecke nach Berlin gegangen, damit er sich da als geeignet zum Hochschullehrer der Pädagogik stempeln lasse. Nach seiner Zurückkunft hatte dieser Herr in einem katholischen Frauenbund „sich das zunächst seltsam anmutende Thema gestellt: Pestalozzi und die christliche Mutter. Er verstand es in meisterhafter Rede, die Versammlung mit logischem Zwang in die echt christlichen Grundgedanken der Erziehungslehre des berühmten Pädagogen einzuführen und für sie helle Bewunderung zu wecken. Während Pestalozzi doch zumeist von unseren Gegnern als einer der Ihrigen in Anspruch genommen wird, weil er sich selbst nicht auf den positiv christlichen Boden gestellt hat,[1] wußte der Redner darzutun,

[1] Von mir gesperrt.

daß seine Erziehungsgrundsätze nur das Ideal einer christlichen Mutter sein könnten." Regensb. Anzeiger 25. Okt. 1911.

Der obenerwähnte A. in den Hist. Pol. Bl. gehört zu den wenigen, die das Buch „des berühmten Verteidigers des Christentums" als eine „Tat sittlichen Mutes" lobend und eingehend besprechen. Er hat aber vieles an diesem Buche auszusetzen. Schade nur, daß er zu unbestimmt diese Fehler angibt, daß W. bei „einer zweiten Auflage des Buches" wohl wenig damit anzufangen wissen wird. Er rügt: a) „die Herbigkeit der Sprache an einzelnen Stellen." Keine Stelle wird genannt. „Thomas Stapleton, den Döllinger . . . auf den Leuchter gehoben". Sehr mißverständlich, da Stapleton auch vor Döllinger allgemein in katholischen Kreisen auf dem Leuchter stand. b) „Was der Verfasser über Diözesansynoden bemerkt, ist zwar in Bausch und Bogen nicht abzulehnen, läßt sich aber von einer gewissen Härte nicht freisprechen." c) „Und mag auch dieses neueste Werk des P. Weiß von Fehlern nicht freizusprechen sein, es glänzt als eine katholische Leistung . . ."

Ich bin nicht bekannt als Lobredner. Mir sind bei wiederholter Lesung dieses Buches nur Schönheiten aufgefallen und zwar so viele, daß es mir fast gegangen ist wie dem bekannten Lehrer, der in der Sommervakanz seinen Homer mitnahm mit dem Vorsatze die schönen Stellen im Interesse seiner Schüler anzustreichen, und heimgekommen seinen ganzen Homer angestrichen fand. Nein, um der Wahrheit die Ehre zu geben, eine Stelle hat mir nicht gefallen: II, 217: „Wenn bloß das Dogma ist und im Gewissen bindet, was das unfehlbare Lehramt der Kirche allen zu glauben aufgebunden hat, alles andere als freie Meinung behandelt werden darf, was soll uns dann hindern zu sagen, Christus der Herr sei nur zum Scheine tot gewesen, also nicht wirklich auferstanden? Wo ist von der Kirche eine Entscheidung darüber aufzufinden, daß er zum Gerichte wiederkommen wird?" Antwort: Das apostolische Glaubensbekenntnis. Cfr. Conc. Trid. Sess. 3. Decretum de Symbolo fidei.

Regensburg. Dr. Vermeulen.

II.

Ein klarer Spiegel ist dies Buch, und wenn eine gewisse Richtung im deutschen Katholizismus Gewaltmaßregeln gegen dasselbe verlangt hat, so ist das traurig — für sie. Gerade wie wenn die geschminkte Kokette die Faust gegen den Spiegel erhebt, der ihr die aufgetragene Schminke und darunter häßliche Runzeln und unschöne Hautfarbe vorscheinen läßt. Ein Zeichen der Zeit, markanter und erschreckender als die, welche im Buche selbst stehen, daß die Leitung des deutschen Zentrums gegen den ernstesten und geistreichsten Ordensmann Deutschlands in weiterem Sinne mit Erklärungen und Beschwerden vorging.

„Ich lasse mein Buch in die Welt ausgehen mit dem Bewußtsein, daß ich über jedes Wort Rechenschaft vor dem ewigen Richter werde ablegen müssen"[1] Als der Verfasser der Apologie des Christentums dies schrieb, glaubte er kaum, daß er werde vor einer politischen Partei Rechenschaft geben müssen für ein Werk, in dem jeder Satz einen Denkstein der Liebe zu Christus und der abirrenden Menschheit darstellt. — Nun, die Rechenschaft schloß ab mit einem Lobe der höchsten irdischen Autorität für den greisen Denker.

[1] II., p. 516.

Durch zwanzig Jahre ist der tiefdenkende Apologet des Christentums „mit der Feder in der Hand allen Vorgängen in der Welt des Geistes gefolgt“[1] mehr ist bei einem P. Weiß nicht nötig zu sagen, um den Wert dieses Werkes für Zeit- und Kulturgeschichte klarzustellen.

Wie der Adler von hoher Warte auf die gegen ihn heranflatternden Spatzen, so mag der Verfasser auf die papierenen Proteste gegen sein Monumentalwerk herabschauen; er hat ins Herz des Zeitalters geschaut, er hat mit gewaltiger Stimme nicht bloß kritisiert, sondern auch den Weg zum Heil gewiesen: Rückkehr zur christlichen Heilsordnung, Rückkehr zu Christus.

Niemals ist den Lobhudlern der „modernen Kultur“, den Entdeckern der undefinierbaren „christlichen Weltanschauung“ mit so heiligem Ernst, mit so wahrheitsgewaltigem Wort ihre vergebliche und gefährliche Liebedienerei vorgehalten worden. Wie erschütternd und wie wahr sind die „drohenden Anzeichen vom Sinken der Glaubenszuversicht“ geschildert, wie erschreckend malt er die Folgen des Wortes von der „katholischen Inferiorität“,[2] wie treffend die Liebedienerei, womit wir dem Beifall der „modernen Welt“ nachjagen.

Die Denkweise der „Welt wird zum Maßstab selbst in Sachen des Glaubens gemacht“ so klagt der Turmwärtel des 20. Jahrhunderts mit Recht.

„Die verhängnisvolle Formel von der christlichen Basis“ und der „christlichen Weltanschauung“ wird so gründlich und ernst in ihrer Gefahr geschildert, daß jeder Katholik diese unheimliche Phrase gründlich meidet, wenn er sich darüber unterrichtet hat.

„Die Verbreitung des religiösen Übels unter den Katholiken“, „die Täuschung über den Geist der modernen Kultur“, in die Ehrhard am tiefsten hineingeriet,[3] die „Laisierung der Religion“, die zersetzende Kleinarbeit im Schoße der Kirche selber“ sind Kapitel besonders für die Hirten der Kirche und die verantwortlichen Volksführer, voll tiefer Lehren. Den Schluß des ersten Bandes bilden Belehrungen über den Modernismus, sein Wesen und seine Gefahren, wie man sie treffender nirgends finden kann.

Der zweite Band beschäftigt sich mit wahrem und falschem Reformeifer, guten und irreführenden Reformbestrebungen; er erschöpft die Quellen der Dogmen, welche für unsere Zeit besonders nötig sind, und spricht dann in herrlichen Ausführungen von der Wiederherstellung der Armee Christi und ihrer soldatischen Tugenden, um zum Schluß wie in einem Siegesgesang die „unerforschlichen Reichtümer Jesu Christi“ zu preisen. Jedes Wort dieses Kapitels ist wie ein Choral; „Christus vincit, Christus regnat.“

Kommet, ihr Irrenden, kommet, ihr hochpolitischen, sozialen, nationalen Katholiken, und erquicket euer leeres Herz an diesem Lobpreis, erkennet eure Armut und den Reichtum Jesu Christi, den ihr aus dem öffentlichen Leben verweisen wollet! Das Schlußwort In nomine klingt wie ein sanftes Abschiedslied, wenn der vom greisen Vater erschütternd ermahnte Sohn von dannen zieht, um — hoffen wir es — die Lehren desselben in die Tat umzusetzen.

---

[1] I, VI.

[2] I, 52 n. 65. Bekanntlich hat es Freiherr von Hertling zuerst in die Öffentlichkeit geworfen.

[3] Anm. des Rezensenten.

Noch ein Nachtrag, der für uns Reichsdeutsche wichtig ist, schaut auf die „interkonfessionelle" Verirrung im deutschen Zentrum. — — —

— Nein, bleibe ruhig, du ernster Warner und Denker; — ruhig wie du nach deinen Richt- und Mahnworten das Urteil Gottes erwartest, ruhig, wie du das der Mitwelt entgegennimmst, darfst du das der Nachwelt erwarten, die einst weinend wieder zu den Füßen Jesu Christi niedersinken wird, zu denen du sie so dringend — ach wohl vergeblich — gerufen!

Dr. Nieborowski.

LITERARISCHE BESPRECHUNGEN.

1. ***Hans Meyer*: Der Entwicklungsgedanke bei Aristoteles.** Bonn, Hanstein 1911. Gr. 8. 154 S.

Wie sehr die Geister heute sich scheiden, kann man gerade an diesem Problem erkennen: während Windelband den Aristoteles nur vom Standpunkte der Entwicklung gelten läßt, hat Rolfes in seiner Aristoteles-Übersetzung (Metaphysik) diametral widersprochen (Anmerkung 34 zum 12. Buch Ende, sowie 55). Eine Kritik der vorliegenden Schrift wird daher zu prüfen haben, in welchen Punkten am Ende doch der in Rede stehende Gedanke nicht realisiert ist. Vor allem fragt es sich, was unter Entwicklung zu verstehen ist. Ich halte nämlich dafür, daß eine hylozoistische Annahme, wie wir sie bei Thales und Anaximander finden, nicht zur Entwicklung gerechnet werden darf, weil sonst alle Beweglichkeit und Lebendigkeit, auch wenn sie mit einem Schlage gegeben erscheint, Entwicklung bedeuten müßte. Wenn durch die Entwicklung aus Wasser- oder Unendlichkeitskeimen das Sein der Welt erklärt wird, dann ist freilich des Aristoteles Lehre von der Potenz und Aktualität leicht als auf dem Entwicklungsgedanken beruhend dargelegt. Man darf mit Recht auf diese Weise den Anaximander den Vater der Darwinschen Theorie nennen (S. 11 f.) und Verf. tadelt mit Unrecht diejenigen, welche behaupten, daß Darwin und Anaximander miteinander nichts zu tun haben. Wie Diogenes von Apollonia dem Entwicklungsgedanken trotz Auftretens eines Anaxagoras und seiner übernatürlichen Nus-Lehre gerecht wurde, wie dann Heraklit als der energischeste Vertreter des Entwicklungsgedankens vor Aristoteles zu gelten hat, wurde von Meyer (S. 13—22) unter entsprechenden Seitenblicken insbesondere auf die abweichenden Ansichten hierüber ausgeführt.

Was nun Meyer über die Pythagoreer sagt, stimmt mit dem, was auch andere über das Vorwiegen der Naturphilosophie in dieser Schule bemerkt haben (S. 22). Ich halte aber dafür, daß es etwas verfrüht ist, die Lehre der Pythagoreer als hylozoistisch zu erklären, wie es Meyer (S. 22 f.) tut, nicht ohne gezwungenermaßen hinzuzufügen, daß der Weltprozeß bei den Pythagoreern eigentlich eine mathematische Entwicklung genannt werden müsse. Wie die Zahlen dabei aus der Einheit hervorgehen und wie der geometrische Raum auf die Zahlen zurückgeht, hat M. (S. 22—26) gezeigt. Wenn nun die Eleaten dem alleinigen Denken